

Julija Boguna / Jürgen Joachimsthaler / Jouko Nikkinen / Ewald Reuter / Detlef Wilske (Hg.)
Vom Text zum Text

Julija Boguna / Jürgen Joachimsthaler / Jouko Nikkinen / Ewald Reuter /
Detlef Wilske (Hg.)

Vom Text zum Text

Übersetzungskunst, philologische Präzision
und interkulturelle Erfahrung

Festschrift für Andreas F. Kellertat zum 60. Geburtstag

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Masuristan 3.0 (Digitale Gemäldevortäuschung auf Basis des gerasterten Schwarzweiß-Abdrucks einer anonymen Photographie im Ostmarkenbuch von 1912).
© Jürgen Joachimsthaler

Frontispiz: Andreas F. Kelletat. © Theresa Heyer

ISBN 978-3-7329-0106-7

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de



Inhalt

* * *

Tabula gratulatoria	11
Andreas F. Kelletat	15

I. Wortsplitter. Leben. Überlieferung

<i>Adel Karasholi</i> trotz	25
<i>Werner Roggausch</i> Es gibt kein falsches Leben. Neue Notate zu alten Sätzen	27
<i>Henrik Nikula</i> Sprache?	41
<i>Manfred Peter Hein</i> Griechische und andere Streifzüge	51
<i>Gauti Kristmannsson</i> Poetry in a Vacuum. Manfred Peter Hein's Poetry and Translations	55
<i>Dirk Kemper und Iris Bäcker</i> Wie viele Leben hat das Deutsche?	65
<i>Klaus von Schilling</i> »Als ob ich Zwei wäre«. Zu den <i>Ödipus</i> -Übertragungen von Friedrich Hölderlin und Hugo von Hofmannsthal	77

<i>Julija Boguna</i> Am Anfang war der Text und am Ende? Überlegungen zum <i>Expertentum für Deutsches</i> aus der Germersheimer Lehrstube	103
<i>Hans Peter Neureuter</i> Dichters Lande. Zu Geschichte, Theorie und Praxis der Dichterbiographie. Ein Fragment durch und für AFK	117
<i>Norbert Mecklenburg</i> »Wie ist dieses Schweigen zu nehmen?« Martin Luther und die verschwiegene Grundlage des christlichen Antijudaismus	133

II. Wasser. Tiefe. Klänge

<i>Susanne Hagemann</i> Wassertiefe I–III (mit Dank an Liz Lochhead)	149
<i>Rūta Eidukevičienė</i> Am Mittellauf des Niemen. Flüsse in der literarisierten Stadtlandschaft von Kaunas	157
<i>Irma Hyvärinen</i> Andreas, der Fischer. Einige Episoden aus meiner Bekanntschaft mit Andreas F. Kelletat	181
<i>Thomas Taterka</i> Der letzte Talissone. Johannes Bobrowskis Pruzzen zwischen Schrift und »Nachhall«	193
<i>Kārlis Cīrulis</i> Zu Johannes Bobrowskis Gedicht <i>Ebene</i> . Eine Fingerübung	215
<i>Ursula Hassel</i> Elli lernt Ungarisch oder Der ganze Körper lernt mit! Lebendiger und »bewegter« Fremdsprachenunterricht am Sprachenzentrum der Universität Mainz in Germersheim	229
<i>Gertrud Maria Rösch</i> »Schota, der Faun«. Zum Kontext von Adolf Endlers Reisebericht über Georgien	243
<i>Ewald Reuter</i> Murrende PISA-Sieger. Einheimische Kritik der neuen finnischen Bildungspolitik	253
<i>Klaus-Jürgen Liedtke</i> Aus der Zeit der Zirkulare. Begegnungen mit Andreas F. Kelletat	267
<i>Jürgen Joachimsthaler</i> Der Klang des Zweifels. Zur Sprachkunst des Andreas F. Kelletat	273

III. Wünschelroute. Ferne Welten, nahe Welten

<i>Richard Pietraß</i> Wünschelrute	293
<i>Mikko Kervinen</i> Friedrich Ege – ein vergessener Kulturbotschafter im Kontext der deutsch-finnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts?	295
<i>Sigita Barniškienė</i> Die Macht des Schaffens. Die narrative Struktur der Novelle »Anna Regina fährt in die Stadt« von Heinz-Jürgen Zierke	305
<i>Sigrid Kupsch-Losereit</i> Deutsch-romanische Kommunikation im 9. und 10. Jahrhundert	315
<i>Vesa Tapio Valo</i> Das Theater von Carl Knopf. Zur Entstehung einer dramatischen Figur	325
<i>Dilek Dizdar</i> Wieder zurück. Translatorische Perspektiven auf die Migrationsliteratur	333
<i>Mariann Skog-Södersved</i> Russland und russisch im Text – am Beispiel des <i>Handelsblatts</i>	345
<i>Karl-Heinz Stoll</i> Englisch und Deutsch als internationale Sprachen	357
<i>Ernest W. B. Hess-Lüttich</i> Deutsch lernen lohnt sich. Lohnt es sich?	385
<i>Przemysław Chojnowski</i> Aus meinen Reisenotizen	403
<i>Rafał Żytyniec</i> (Nicht nur) Bobrowski-Lektionen mit Andreas F. Kelletat	405
Schriftenverzeichnis	407

Der letzte Talissone

Johannes Bobrowskis Pruzzen zwischen Schrift und ›Nachhall‹

von
Thomas Taterka

* * *

In Johannes Bobrowskis dichterischer Raumzeit, in seinem sarmatischen Kosmos, sind die Pruzzen das, was die Chronistik der Frühen Neuzeit ein Stammvolk nannte. Ihre Bedeutung erschöpft sich nicht im Thematischen, wo sie wichtig genug sind. Sie liegt auch nicht darin begründet, dass sie als ein Faszinosum durch Bobrowskis Texte ziehen. Sie reicht tief hinab in die verwinkelten Eigenzustände, die man Identität nennt. Auszüge von Bobrowskis Hand zur Genealogie seiner Familie verraten gesteigerte Aufmerksamkeit für alles, was auf Prußisches verweist oder sich dorthin ziehen lässt (Bobrowski 1987, IV, 318–326, v. a. 319). Auch die seiner Frau Johanna zugeschriebene Abstammung aus »alter pruzzischer Familie [...] bedeutete ihm viel« (Haufe 1998, 40). Die Pruzzen sind ein Volk, dem Bobrowski die eigene Person zurechnen möchte. Sie sind identitätskonkret.

Das ist umso auffälliger, als Bobrowski seine »lieben Pruzzen«, sobald es um Historisches geht, nie allein auftreten lässt. Stets und immer werden sie auf einem Bild zusammen gesehen mit dem, was für Bobrowski ihr genaues Gegenstück ist: mit dem Deutschen Orden. Mit dem in der sarmatischen Welt unbedingt Bösen also, und mit dem unbedingt Deutschen. Die Pruzzen sind der eine Pol eines Verhältnisses, das alle Merkzeichen der Erbsünde an sich trägt und dessen anderen Pol der Deutsche Orden besetzt. Pruzzen und Orden

bestimmen einander. Beides sind solidarische Größen. Sehr früh schon will Bobrowski dies so gesehen haben: »Die Aversion gegen den Orden mag überzogen sein, sie stammt noch aus meiner Schülerzeit und geht, wenn ich es jetzt überlege, auf den Einfluß Walther Harichs und noch mehr Alfred Brusts zurück, den ich damals kannte. Die Pruzzen waren mir damals so etwas wie der älteren Generation die Buren oder die Indianer. Und dann hat auch die Glorifizierung des Ordens durch die Nazis negativ gewirkt, denk ich.« (zit. in Haufe 1998, 40). Hinter dieser Verteilung von Licht und Schatten, von Zuneigung und Abscheu wird man den Wunsch nach einer Gegen-Identität oder einer Neben-Identität heraushören dürfen. Der genaue Nachfahre der Ordensritter, als den der einstige Wehrmachtssoldat Bobrowski sich begriff und sich auch zeichnete, möchte zugleich auf dem anderen Pol dieses Verhältnisses zu stehen zu kommen, indem er die eigene Person von den Anderen herschreibt. Die forcierte Identifikation mit den Prußen ist eine Möglichkeit zur De-Identifikation. Sie ist eine Möglichkeit, selbst ein Anderer und anders in der Welt zu sein.

● Freilich meldet sich dieser Wunsch in den veröffentlichten Gedichten nur gedämpft. Kaum je tritt er auf ohne die Gewissheit, dass jener andere Zustand ein erträumter und die Annäherung der eigenen Person an die Prußen nur im Modus der Nostalgie oder des Schlafes erreichbar ist. Die *Pruzzische Elegie* setzt diese Gewissheit in Szene mit einer Chronologisierung der Räume. Kindheit und Jugend des Ich sind festgeschrieben als Raum des »einst, als die Tage alle / vollhingen noch von erhellten / Kinderspielen, traumweiten – // damals in Wäldern der Heimat« (Bobrowski 1987, I, 33). Dieser Raum des *einst* und *damals* ist nicht mehr zu betreten, der Heimatzustand unheilbar nostalgisch. In jeder Hinsicht unzugänglich ist die »Heimat«, von der in diesem Gedicht noch einmal überlaut die Rede ist, bevor Bobrowski sich das Wort verbieten und es nur noch apokryph gebrauchen wird. Mit gutem Grund: »Wie soll und von wo aus ein deutsches lyrisches Ich denn noch in eine verlorene Heimat blicken können, in die deutsche Schuld sich unauflösbar eingeschrieben hat?« (Joachimsthaler 2011, II, 100) Unwiederbringlich hinab ist damit auch die *einst, damals* dort mögliche Form der Erinnerung. Sie haftete an Spuren in einer preußischen Landschaft, die dem jungen Ich preußisch bedeutet war, *damals in Wäldern der Heimat*,

über des grünen Meeres
schaumigem Anprall, wo uns
rauchender Opferhaine
Schauer befiel, vor Steinen,
bei lange eingesunknen
Gräberhügeln, verwachsenen
Burgwällen, unter der Linde,
nieder vor Alter
[...]

Der Gegenwart des Sprechers hingegen ist diese preußische Landschaft verstellt. Begehbar ist sie allein in Traum und Schlaf oder als Erinnerung zweiter Ordnung, als Erinnerung an eine Erinnerung. Die Erinnerung an das selbsteigene Ich in dieser Landschaft enthält die Erinnerung an die Prußen. Damit ist das eigene Ich zu einer preußischen Spur geworden, die der Lektüre und Deutung bedarf. Die in den 3 *Gesichtspunkten* fixierte Aufgabe, das »noch einmal gültig darstellen, ehe es ganz vergangen ist« (Bobrowski 1987, IV, 336), gilt hier weniger den Prußen selbst als einer Kindheitswelt, die dem Ich von der Erinnerung an die Prußen grundiert ist. Das eine wird im anderen erinnert und hervorgerufen, kann vermutlich auch nur im anderen erinnert und hervorgerufen werden. Beides, die preußisch imaginierte *Heimat*, das Land des *einst* und *damals*, und das Volk der Prußen, das dieses Land voreinst bevölkerte und seiner Landschaft in der Erinnerung des Ich ihre Physiognomie verlieh, teilen ein Schicksal. Das eine wie das andere lebt in der gleichen Rückerinnerung, in der gleichen Vergegenwärtigung, in dem gleichen »Gesang, vor Klage / arm«, wie es in der vorletzten Strophe der *Pruzzischen Elegie* heißt.

Freilich gerät die preußisch-preußische Erinnerung in Bobrowskis Gedicht bald unter Druck. In den Ordnungen der sarmatischen Welt, die zuallererst moralische Ordnungen sind, wird sie Gegenstand einer gravierenden Verschiebung. Für den Schüler Bobrowski mögen die Prußen die Stelle der Buren oder der Indianer eingenommen haben. Mit der festeren Etablierung der sarmatischen Welt hingegen fällt die Rolle, die vordem den Prußen zukam, mehr und mehr den Juden zu. Es ist, als würden Prußen und Juden in Konkurrenz um ein und denselben symbolischen Ort gebracht, um ein und dieselbe Systemstelle. Das kontrastiv akzentuierte »wie keines, keines! des Todes« in der *Pruzzischen Elegie* von 1952 nimmt sich noch aus wie eine Abwehrgeste.

Bald darauf jedoch werden die Prußen wie das Heimatland Preußen im Gedicht den Juden genähert, in Ausläufern seiner Heimatdichtung, die von Bobrowski selbst beharrlich durch Nichtveröffentlichung gekappt werden. Ablesen lässt sich die Nähe am Nachzittern – oder, mit Mandelstam zu sprechen, am Nachzirpen – eines Celan-Zitats aus der *Todesfuge*. Dieses Nachzirpen findet sich nicht etwa nur in ›jüdischen‹ Gedichten Bobrowskis. Es findet sich auch und vor allem in seinen prußisch-preußischen, in seinen Heimatgedichten. Eine ältere Fassung von *Heimat* stellt es in der Vollstufe aus: »Dir ward ein Grab in den Lüften« (Bobrowski 1987, II, 237; Haufe 1998, 337). Eine jüngere Handschrift des Gedichts stimmt den Zitatcharakter herab zu »Dir ward eine Statt in den Lüften« (Bobrowski 1987, II, 237). Zarteste Spur ist ein Nachzirpen in der Schwundstufe, als ein zeitweise allgegenwärtiges *in den Lüften* oder auch *in Lüften* in Gedichten aus der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, die man mit allem Recht Heimatgedichte nennen kann und die Bobrowski, der peinlich genau unterschied zwischen Schreiben und Veröffentlichen, allesamt nicht in Druck geben mochte. In *Christburg* etwa ist zu sehen, wie Jüdisches und Prußisches übers Kreuz aufgeboten und miteinander in Kontakt gebracht werden. Das auf die Schwundstufe reduzierte Sprachbild Celans aus der *Todesfuge* und Bobrowskis insistierende Rede von den untergegangenen Prußen als »Volk« aus der *Pruzzischen Elegie* füllen ein und dieselbe Strophe:

Und,
in Lüften,
ihr Name:
windlos, ein weißes Lied
vom Sterben des alten Volks,
des Volks im Dunkel,
des Wäldervolks.
(Bobrowski 1987, II, 299)

Das spätere Verblassen des prußischen Fadens der sarmatischen Textur mag auch in Verbindung stehen mit der Verschiebung des Begriffs ›Heimat‹, die sich in den Gedichten zuträgt, mit dem Ausgreifen aus der räumlich umzirkelten preußischen Herkunftslandschaft in die Menschheitsweite der sarmatischen Raumzeit, die Bobrowski bis zum Scheitern seines sarmatischen Projekts eine Ausweichheimat

zu bieten schien. Mit dieser Verschiebung mögen die Prußen weniger wichtig geworden sein. Ganz gewiss aber wurden sie weniger sichtbar. Veränderungen in Selbstauskünften könnten dies unterstreichen. In der vielzitierten Notiz für Hans Benders Anthologie *Widerspiel - Deutsche Lyrik seit 1945* heißt es: »Zu schreiben begonnen habe ich am Ilmensee 1941, über russische Landschaft, aber als Fremder, als Deutscher. Daraus ist ein Thema geworden, ungefähr: die Deutschen und der europäische Osten. Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die meinem Volk zu Buch steht.« (Bobrowski 1987, IV, 335). Diese Notiz vom Juli 1961 variiert eine im April 1959 entstandene Auskunft: »Geboren am 9.4.1917 in Tilsit, aus einer Familie, der unter anderem auch Joseph Conrad angehörte, aufgewachsen in Dorf und Kleinstadt im ehemals nordöstlichsten Winkel Deutschlands, wo Polen, Litauer, Letten, Reste des untergegangenen Pruzzenvolkes, Russen und Deutsche miteinander und durcheinander lebten – die Zigeuner dazu und mit ihnen allen die Judenheit.« (Bobrowski 1987, IV, 327; Hervorh. Th. T.). Zwei Jahre darauf sind aus der Selbstauskunft nicht nur die *Zigeuner* und auch die *Letten* verschwunden, die 1959 den Einbruch einer ganz anderen Erinnerung bedeuteten, eine Reminiszenz nicht an eine Kindheitslandschaft *um die Memel herum*, sondern an die unter Bann stehende »Zeit aus Schweigen« als Wehrmachtssoldat in Livland und Kurland. Auch die Prußen, denen Bobrowski sich einmal hatte nähern wollen wie vielleicht keinem anderen Volk sonst, sind jetzt zum Verschwinden gebracht worden, wo von der eigenen Person die Rede ist.

Aber nicht nur seine personale Identität, auch seine Identität als Schriftsteller, seine Autorschaft, hatte Bobrowski »pruzzisch« begründen wollen, in beiden Linien, als Dichter wie als Erzähler. Die *Pruzzische Elegie* sei »mein ältestes [Gedicht] überhaupt«, wird brieflich verfügt, während *Von nachgelassenen Poesien* ausdrücklich »den eigentlichen Anfang seiner Prosa« darstellen soll (zit. in Haufe 1998, 40; Haufe in Bobrowski, Huchel 1993, 65). Beides ist kontrafaktisch, wie man weiß, von entscheidender Wichtigkeit also. Dabei stehen Wunschherkunft und Wunschautorschaft in einem prekären Verhältnis. Gelegentlich bestätigen sie einander, gelegentlich geraten sie über Kreuz. In eben den Monat Juli des Jahres 1961, in dem die Selbstvor-

stellung um die *Reste des untergegangenen Pruzzenvolks* bereinigt wird, fällt die Entstehung der Erzählung *Von nachgelassenen Poesien*, die Bobrowskis Autorschaft als Prosaschreiber begründen soll und wo mit der Figur des Ratssekretärs M. eben die *Reste des untergegangenen Pruzzenvolks* im Zentrum der Handlung stehen, die just zu dieser Zeit aus der Selbstvorstellung getilgt werden.

Die Prußen sollen nach Bobrowskis Wunsch aber nicht nur Anfänge bezeichnen. Sie sollen auch ein Zentrum bilden. Der lang ersehnte erste Gedichtband setzt diesen Wunsch ins Bild. Er ist ein ikonisches Zeichen. Als im November 1961 die DDR-Ausgabe von *Sarmatische Zeit* bei Union erscheint, ist sie gegliedert in drei Teile: I, II und III. Den zentralen Teil II besetzt dabei die *Pruzzische Elegie* allein. In dieser ›splendid isolation‹ bildet sie Mitte und Achse der *Sarmatischen Zeit*, ganz wie ihr Gegenüber, Celans *Todesfuge*, im 1952 – dem Jahr der Entstehung der *Pruzzischen Elegie* – erschienenen *Mohn und Gedächtnis*. Solcherart in Szene gesetzt wird der Anruf des untergegangenen prußischen Volks durch ein sich seiner ›pruzzisch‹ gesehenen preußischen Heimat im Modus des *einst* und *damals* erinnerndes Ich. Dieses Anrufen mit der in vielen Anläufen wiederholten und zunächst stets einen ganzen Vers füllenden Apostrophe »Volk« ist das Mittelpunktsgeschehen des gesamten Zyklus, der mit *Anruf* einsetzt und mit *Absage* endet, eine Bewegung, die das Gedicht in sich spiegelt. Hält man sich dies vor Augen, die Zentrierung einer ganzen poetischen Welt und zugleich einer poetischen Ordnung, der die Kraft eignen soll, Celan zu antworten, in der *Pruzzischen Elegie*, so versteht man den Groll und die Wut, mit denen Bobrowski die sieben Monate zuvor erschienene Westausgabe der Stuttgarter Verlagsanstalt überzog, die den Text mit dem in schier unendlichen Wiederholungen ausgestellten absoluten Vokativ *Volk* einem westdeutschen Publikum nicht zumuten zu können meinte – was Bobrowski dazu brachte, die DDR für den besseren deutschen Staat auszurufen, wenige Monate nach dem Bau der Mauer, die ihm sein Dasein zerschneidet. Um zu retten, was sich thematisch retten ließ, schob Bobrowski für den westdeutschen Band eilig *Gestorbene Sprache* nach, »weil sonst meine lieben Pruzzen fehlen würden« (zit. in Haufe 1998, 33). Nicht zu retten freilich war damit die Komposition des Bandes mit der *Pruzzischen Elegie* als dem demonstrativ ausgestellten Dreh- und Angelpunkt der sarmatischen Welt.

Den beiden genannten und einigen weiteren ›pruzzischen‹ Gedichten wurde reichlich Aufmerksamkeit zuteil, auch über die Gemeinde der Bobrowski-Forscher hinaus. Anders steht es mit zwei Gedichten, die Bobrowski selbst nicht veröffentlichte, mit *Lieder der Talissonen (Preußen 1240)* (entstanden am 1. 1. 1954) und dem bereits erwähnten *Christburg* (erste Niederschrift vermutlich am 30. 11. 1956). Beiden Gedichten möchte ich mich kurz zuwenden und dabei ein paar Dinge notieren.

Das beginnt mit den Titeln. *Lieder der Talissonen* und *Christburg* – das steckt nicht nur eine Linie im Historischen ab, wie sich zeigen wird. Die beiden Titel markieren nicht nur Anfang und Ende eines Geschichtsgeschehens. Sie gehen auch beide hervor aus dem gleichen Ursprung, aus ein und demselben Text, aus ein und derselben mittelalterlichen Urkunde. Beides erkennt freilich nur, wer altpreußisch ein wenig beschlagen ist. Ein durchschnittlicher Leser wird eher ratlos vor den Talissonen stehen, Bobrowskis Wunsch- oder Musterleser, der gleichwohl nicht irre wird »an der Art der Zubereitung bei mir, an der Verschlüsselung oder an einer heimlichen Neigung zum Hermetismus«. Diesem Leser kann geholfen werden: »Gegen solche Besorgnisse stehen nun wieder viele Briefe, die ich bekomme. Die Briefschreiber haben durchaus verstanden, was ich vorhabe. Sie verlangen meistens weitere Aufschlüsse über Namen und Fakten. Die Anmerkungen genügen ihnen nicht. Und die Lexika auch nicht. Das ist nicht viel an Wirkung, zugegeben, aber es ist, glaube ich, gerade das, was man erwarten kann.« (Bobrowski 1987, IV, 447f.).

Man kann dies nachspielen, indem man sich am Titel von *Lieder der Talissonen (Preußen 1240)* selbst zu einem solchen Musterleser macht und sich auf die Suche nach »Namen und Fakten« begibt. Da gerade kein gescheites Nachschlagewerk bei der Hand ist in dieser nordöstlichen Hauptstadt, tun wir dies im Netz, in der Universalenzyklopädie, zu der die Wikipedia heranwuchert. Wo man eine Niete zieht: Ein Eintrag zu *Talissonen* fehlt. Auch ein Verweis auf eine Stelle, wo sich allenfalls weitersuchen ließe, findet sich nicht, wenn man es nicht versuchen will mit dem als »ähnlicher Begriff« angebotenen Wort *Talismanen*.

Unterstützung hingegen kommt von einer Anmerkung Bobrowskis, der zuzeiten an eine Veröffentlichung des Gedichts gedacht haben mag. Unter der Reinschrift notiert er eine Erklärung, die an Deutlich-

keit nichts zu wünschen übrig lässt: »Talissonen, Priester, führten die Volksaufstände der Pruzzen (Prußen) gegen den Deutschen Ritterorden, wie vorher gegen die Übergriffe der christianisierten Nachbarn« (Bobrowski 1987, II, 367). Das stimmt zu dem eingeklammerten Untertitel (*Preußen 1240*), es stimmt zu vielem, was sich im Gedicht als historisches Inventarstück auffassen ließe, und es stimmt zu Zügen und Szenenerien, in denen das prußische Volk in der *Pruzzischen Elegie* vorgestellt wird. So überzeugend ist Bobrowskis Anmerkung, dass Eberhard Haufe im Kommentar ohne Weiteres auf sie verweisen kann, Bobrowski also zirkulär mit Bobrowski erklärt. Von eigener Hand setzt Haufe nur eine knappe Ergänzung hinzu: »Lieder der Talissonen sind nicht überliefert« (Haufe 1998, 336).

Dies aufgesucht und nachgeschlagen: Weiß man nun, was es mit den *Talissonen* des Gedichttitels auf sich hat? Ja. Hilft das beim Verstehen des Gedichtes? Wahrscheinlich. Nur, warum finden sich die *Talissonen* in der Anmerkung Bobrowskis erklärt, fehlen aber in der Wikipedia? Und warum dreht man sich im Internet sofort im Kreise, wenn man beides – »Talissonen + Prußen« – bei der Suche verklammert, wird also mit allen irgend brauchbaren Ergebnissen immer wieder einzig und allein zurückverwiesen auf Bobrowskis Gedicht und auf seine Anmerkung dazu?

Es hilft nichts: Wer weiterkommen will, der muss diese Zirkel öffnen. Er muss selbst an die Quellen. Auch da ist Haufes Kommentar hilfreich. Er nennt manches, was Bobrowski an Preußenliteratur besaß, was er gekannt haben mag und was ihn beeinflusst haben könnte. Dazu zählt die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts von Baczko und Voigt bis Treitschke, die schöne Literatur von Tielo und Brust bis Miegel und nicht zuletzt ein religionskundlicher Traktat von August Brosow. Liest man sich ein wenig ein, erkennt man das Problem rasch. Die prußischen Priester begegnen in nahezu allen der Texte, die Haufe namhaft macht. Nur heißen sie nirgendwo *Talissonen*, sondern stets und immer *Tulissonen*. Warum der Kommentar dies nicht vermerkt, wissen wir nicht. Ebenso wenig wird uns mitgeteilt, wie Bobrowski zu seiner Schreibung kommt. Ein Versehen wäre denkbar, ist aber bei Lichte besehen wenig wahrscheinlich. Denn dasselbe Wort begegnet – worauf der Kommentar ebenfalls nicht hinweist – in genau derselben Schriftgestalt ein halbes Jahrzehnt später im Prosastück *Von nachgelassenen Poesien*, wo dem Protagonisten

die Frage vorgelegt wird, »ob im Nadrauischen wieder die Talissonen umgehn, die Regenmacher« (Bobrowski 1987, IV, 19). Die eigenwillige Form des Wortes bleibt die gleiche, während die beiden Erklärungen heftig miteinander streiten. Handelt es sich nun um Priester, die Volksaufstände anführten, wie unter *Lieder der Talissonen (Preußen 1240)* zu lesen steht? Oder um Regenmacher, die im Nadrauischen umgingen? Oder sind sie 1240 das eine und 400 Jahre darauf das andere?

Auch bei dieser Frage führen die Kommentarbände der Werkausgabe im Kreis. Der Kommentar zur Prosa spricht es dem Kommentar zur Lyrik nach, der es Bobrowskis Anmerkung nachspricht: Talissonen seien »[h]eidnische Priester, welche die Aufstände gegen den Orden anführten; vgl. auch Bobrowskis Anmerkung II 367« (Gehle 1999, 270). Dies wiederholt treu Bobrowskis eigene Erklärung zu seinem eigenen Gedicht, geht aber hoffnungslos vorbei an allem, wovon in der Erzählung die Rede ist.

Weiter kommt man mit den von Haufe genannten Quellen. Freilich melden sie unter *Tulissonen* sehr Verschiedenes, wie die Forschung überhaupt sich hier nicht einig werden kann: »Über die Bedeutung der Namen Tulissones und Ligaschones sowie über die Stellung und Bedeutung der Träger derselben ist viel herumgeraten worden« (Bertuleit 1924, 92). Mit anderen Worten: Die Deutungen schießen ins Kraut. Das ist um so erstaunlicher, als der Name selbst in der gesamten Überlieferung nur an einer einzigen Stelle begegnet, in einem Friedensschluss, einem Vertrag zwischen dem Orden und aufständischen Prußen Pomesaniens, des Ermlandes und Natangens aus dem Jahr 1249. Dieses Privileg für die reumütigen Prußen, mit dem der erste große Prußenaufstand endet, indem der Orden seine Herrschaft wieder antritt, legt die Tulissonen sehr genau fest:

Sie [die wiederbekehrten Prußen] haben auch versprochen, daß sie künftig keine Tulissonen und Ligaschonen [Tulissones vel Ligaschones] unter sich dulden würden, diese gänzlich lügnerischen Großsprecher, die gleichsam als Priester der Heiden bei den Leichenfeiern der Verstorbenen sich das Wehe der höllischen Qualen verdienen, indem sie das Schlechte gut nennen und die Toten für Hinterlist und Raub, Unreinigkeiten, Räubereien und andere Laster und Sünden loben, die sie zu Lebzeiten begangen haben; und mit zum Himmel gerichteten Augen ausrufend, versichern sie lügnerisch, daß sie den Verstorbenen gegenwärtig sähen,

wie er durch die Mitte des Himmels auf einem Pferde fliege, geschmückt mit schimmernden Waffen, einen Sperber auf der Hand tragend und mit großem Gefolge in ein anderes zeitliches Leben einginge. Mit solchen und ähnlichen Lügen verführen sie das Volk und rufen es zu den Gebräuchen der Heiden zurück. Diese also haben sie versprochen, künftig nie mehr bei sich zu dulden. (Christburger Vertrag 1249)

Dies ist es, was die einzige zeitgenössische Quelle zu den Talissonen meldet. Es ist nicht wenig, und es ist ungemein plastisch. Was Bobrowski in seiner Anmerkung notiert freilich, das steht davon sehr ab. Zur Erinnerung: *Talissonen, Priester, führten die Volksaufstände der Pruzzen (Prußen) gegen den Deutschen Ritterorden, wie vorher gegen die Übergriffe der christianisierten Nachbarn*. Gekannt haben muss Bobrowski jene Quelle dennoch, und vermutlich aus erster Hand. Gerade seine Schreibung des Namens spricht dafür. Denn diese Schreibung ist weder fehlerhaft noch idiosynkratisch, sondern wohlbegründet. Der Chronist, mit dem die preußische Geschichtsschreibung quellenkritisch zu verfahren beginnt, weist eigens auf sie hin: »*Tulissones* (in andern *exemplaren* wird geschrieben *Talissones*) & *Linguschones* [...]« (Hartknoch 1684, 152a; Herv. i. O.). In anderen Worten: Bobrowski schreibt den Namen nach einer Quelle, die die Nebenform *Talissonen* noch aufwies und damit vermutlich um einiges älter war als jene Vorlagen, die Haufe nannte und die zu *Tulissonen* ausgeglichen haben.

Dafür, dass Bobrowski die eine Urkunde kannte, in der allein der Name begegnet, spricht auch der Titel des anderen Gedichts, *Christburg*. Die Entstehungsdaten beider Gedichte liegen fast drei Jahre auseinander. Dennoch gehören sie zusammen. Hält man sie nebeneinander, erzählen sie eine Geschichte. Schon die Namen in den Titeln stellen aus, dass sie dies tun. Zwar fällt der Name der Talissonen in *Christburg* nicht, wie umgekehrt in *Lieder der Talissonen* der Name *Christburg* nicht erscheint. Erwähnungen übers Kreuz sind aber auch gar nicht notwendig, weil sie gewissermaßen redundant wären. Beide Namen stellen sich zu ein und derselben Quelle. Diese Quelle ist die erwähnte Urkunde, der Friedensschluss vom Jahre 1249. Die Geschichtsschreibung nennt ihn nach dem Ort seines Abschlusses, *Christburger Vertrag*. Mit anderen Worten: Die beiden Titelnamen, *Talissonen* und *Christburg*, gehen auseinander hervor. Sie bestimmen einander wie *Prußen* und *Deutscher Orden*. Sie sind ihrerseits solidarische Größen.

Der Kommentar zu *Christburg* freilich weiß, erstaunlich genug, vom Christburger Vertrag nichts. Dies führt dazu, dass der innere Zusammenhang zwischen den beiden Gedichten nicht erkannt wird. Es führt aber auch zu gravierenden Fehldeutungen des Gedichts selbst. Nur ein Beispiel. Der Anfang der Versgruppe II, der Mitte des Gedichts, lautet wie folgt (Bobrowski 1987, II, 300):

Sie kamen,
traten unter des Tors
Bogen, das Haus der Ritter
war geöffnet, die eisernen
Herren lehnten an kahler
Wand, sie hoben den Blick.

Denn von Gewässern und Hügeln
kamen die Männer, lungernden
Krieg zu enden. Der war
alt wie ihrer Väter
Steingräber
draußen.

Zu dieser in das Gedicht eingelegten Kurzerzählung meldet der Kommentar: »*Sie kamen* – Nach L.v. Baczkos Darstellung eroberte der Deutsche Orden unter Heinrich von Weida 1247 (nach anderer Darstellung schon 1234) in der Christnacht eine in Pomesanien gelegene altpreußische Festung, die den Namen Christburg erhielt. 1248 eroberte der pommersche Herzog Schwantepol »mit einem großen Heere von eigenen Untertanen und abgefallenen Christen« diese Festung und machte die eingeschlossene Besatzung nieder. Darauf gründete der Orden nördlich davon die Festung Neu-Christburg. Den Untergang der Festung Alt-Christburg meint der II. Teil des Gedichts. Bobrowskis Quelle ist Ludwig von Baczko, *Geschichte Preußens*, Band 1, S. 224f. (vgl. zu dem Gedicht *Lieder der Talissonen* S. 236f.)« (Haufe 1998, 365; Herv. i. O.). Dies ist alles vollkommen richtig, in Bezug auf das Gedicht jedoch eine Fehlzuschreibung. Sie führt gänzlich in die Irre. Ein Geheimnis des Kommentars bleibt es, wie er zusammenzubringen wäre mit den Versen: *Sie kamen, / traten unter des Tors / Bogen, das Haus der Ritter / war geöffnet* oder auch mit *von Gewässern und Hügeln / kamen die Männer, lungernden / Krieg zu enden*. Das kann sich nicht auf die Eroberung der Deutschordensfestung Alt-Christburg im

Jahre 1248 beziehen. Es bezieht sich auf den Frieden von Christburg, der 1249 eben den *lungernden Krieg* beendete, dessen Herbeisingen und Befeuern *Lieder der Talisssonen* wortgewaltig vor Augen stellt. Zwischen *Lieder der Talisssonen (Preußen 1240)* und *Christburg* verläuft eine Linie in der Zeit, die zugleich eine narrative Linie ist. *Christburg* markiert das Ende der Bewegung, des Geschichtsgeschehens, das in *Lieder der Talisssonen (Preußen 1240)* in Gang gebracht wird. Es führt an das Ende der, wie in Bobrowskis Anmerkung zu lesen steht, von den priesterlichen Talisssonen angeführten *Volksaufstände der Pruzzen (Prußen) gegen den Deutschen Ritterorden*. Beide Gedichte sind aufeinander bezogen wie zwei Tafeln eines Gemäldes. Sie bilden ein Diptychon, das als solches auch gesehen und gedeutet werden muss: *Preußen 1240* und *Preußen 1249*.

Der Christburger Vertrag ist freilich doppelgesichtig. Er bezeichnet nicht nur das Ende des *lungernden Krieges*. Er bezeichnet auch den Anfang der dauerhaften Unterwerfung der preußischen Landschaften unter den Orden. Und er fordert ein Opfer von den wiederbekehrten Apostaten. Er fordert das unwiderrufliche Opfer ihrer alten Religion und ihrer angestammten kultischen Praktiken: Die Tulisssonen/Talisssonen sind von den Prußen selbst zu verstoßen. Auch in dieser Beziehung sind die beiden Gedichte miteinander verklammert: Die Talisssonen, die den Aufstand anführten, wie in Bobrowskis Anmerkung zu lesen steht, werden zum Opfer des Friedensschlusses. Wenn man es darauf anlegte, die Linie zu verfolgen, die Bobrowski zwischen *Liedern der Talisssonen (Preußen 1240)*, *Christburg* und *Von nachgelassenen Poesien* absteckt: Die Priester, die Volksaufstände gegen den Orden anführten, werden durch den Vertrag von Christburg zu Leuten, die ein halbes Jahrtausend darauf als *Regenmacher im Nadrauischen* begegnen können, ein gesunkener Priesterstand wie die Waidelotten oder die Signoten oder die Kriwaiten und wie die unzähligen Klassen der Zauberer alle heißen, die seit den Tagen der Humanisten und der allüberall Aberglauben witternden preußischen Reformatoren die Darstellungen des altpreußischen Religions- und Glaubenswesens urplötzlich zu bevölkern beginnen (vgl. etwa die langen Listen bei Prätorius 1871, 41ff.).

Aber sind die preußischen Talisssonen/Tulisssonen wirklich das, wofür Bobrowskis Anmerkung sie ausgibt? Deckt sich die Anmerkung mit dem Bild, das die Urkunde von 1249 liefert? Im Grunde genommen

berührt sich beides in einem einzigen Punkt: in der Ansprache als Priester. Bereits dies ist freilich eine Zuweisung, die in der Urkunde selbst gründlich relativiert wird durch das vorgelagerte »gleichsam« (*quasi gentiulium sacerdotes*). Noch weiter abgerückt vom Priestertum werden die *Tulissones vel Ligaschones* durch die Glossierung mit *histriones*, »was im klassischen Latein soviel wie Schauspieler, Marktschreier und Scharlatan, im Mittellatein noch zusätzlich Jongleur und Hofnarr bedeutet« (Brauer 2011, 74). Aus diesem einen Punkt sollte eine viele Jahrhunderte später einsetzende gelehrte Kombinatorik mit der Kraft der Analogie, der Etymologie und des Interesses ganz Anderes hervortreiben. Eine bereits erwähnte synthetisierende Darstellung bringt den Stand der Dinge auf den Punkt, um die Fülle der auseinanderstrebenden Deutungen sogleich um eine weitere zu vermehren:

Über die Bedeutung der Namen Tulissones und Ligaschones sowie über die Stellung und Bedeutung der Träger derselben ist viel herumgeraten worden – von den »Kranken- und Leichenpriestern« [...] bis zu den »Priestern mit richterlichen Abzeichen« [...]. Wenn der Name Ligaschones etwas mit *liga* (lit[auisch] = Krankheit) zu tun hat, gehörte zu den Funktionen dieser Priesterart vielleicht die Besprechung von Krankheiten. Ihre Haupttätigkeit entfalteten sie beide bei Leichenbegängnissen. Wenn der Orden bzw. der Verfasser der Ordensurkunde von 1249 diese Seite ihrer Wirksamkeit hervorhebt, muß sie ihnen besonders als eigenartig und sträflich aufgefallen sein. Wozu die schwungvolle Schilderung des Überganges der Abgeschiedenen in die andere Welt und die Verherrlichung ihrer Taten durch Rede und Gesang? [...] Der letzte Zweck all dessen ist wohl die Beruhigung und Tröstung der Hinterbliebenen. (Bertuleit 1924, 92f.)

Rede und Gesang – das führt auf die *Lieder* der Talisonen im Titel von Bobrowskis Gedicht. Die Doppelheit von *Rede und Gesang* ist vollkommen überzeugend. Nur bleibt leider unerfindlich, woher man davon wissen kann. Die *Rede* ist bestens beglaubigt durch die Urkunde von 1249. Wie Bertuleit auf *Gesang* gekommen ist hingegen, das bleibt sein Geheimnis. In der Urkunde steht davon nichts zu lesen, und eine andere auch nur in etwa zeitgenössische Erwähnung der Talisonen kennen wir nicht. Der Gesang ist, wird man sagen müssen, Zutat des Interpreten. Ähnliche Wege geht die Darstellung des hochgelehrten Direktors der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs in

Königsberg, der die Tulissonen wenige Jahre später geradezu für prußische Skalden ausrufen sollte (Krollmann 1927, 19). Dies wurde ihm sehr erleichtert dadurch, dass er fest an der nobilitierenden Erzählung von einer vermeintlich gotisch-kimbrischen Herkunft der Prußen hing, die 1518 mit *De Borvssiae Antiquitatibus* des Zwickauer Bürgermeisters Erasmus Stella in die Welt der Schriftkundigen getreten war, des nämlichen Humanisten, der die Gründung seiner eigenen Stadt auf einen Sohn des Herkules namens Cygnus zurückzuführen wusste und Dante Aligheri eine Grabschrift auf den Markgrafen Dietrich von Meißen zuschrieb, die Lessing als Stellas eigenes Machwerk entlarvte.

Man sieht: Mit seiner Umdeutung der Quasi-Priester der Urkunde von 1249 steht Bobrowski, der seinen *Talissonen* mit Kantele und Harfe dann auch gleich die rechten Attribute an die Hand gibt, keineswegs allein. Überdehnungen, Verschiebungen, gelehrte Kombinationen und freischwebende Spekulationen unter wechselnden Interessen sind auf dem Feld der frühen preußischen Geschichte eher die Regel als die Ausnahme, in den akademischen Darstellungen nicht weniger als in den belletristischen. Von dem, was die Quellen tatsächlich sagen, lassen sie oft genug nur die ihrer Bestimmung entkleideten überlieferten Namen selbst übrig, um diese Namen nach Belieben neu und anders einkleiden und für selbsteigene Zwecke in Dienst nehmen zu können. Bobrowskis pseudo-historische Anmerkung zu den Talissonen, mit der sie – das heißt, ihr Name – für sein besonderes Interesse verfügbar werden, liefert geradezu ein Lehrstück für diese Praxis.

Vielleicht am weitesten vorgearbeitet hat ihm darin der anonyme Verfasser der im Kommentar der Bobrowski-Werkausgabe nicht erwähnten Studie *Gottesidee und Cultus bei den alten Preußen*. Hier werden die *Tulissonen* der Urkunde kurzerhand zu fahrenden Sängern und »dichtende[n] Rhapsode[n] der alten Preußen« gemacht, auch zu »Seher[n]« (Gottesidee und Cultus 1870, 70). Das Christburger Privileg habe die wahre Gestalt der Tulissonen mit Vorsatz durch ein Zerrbild ersetzt:

Wahrlich, eine prächtige und piquante Charakteristik dieser Komödianten und Lügner! So ist es recht, ihr tugendsamen Ordenspriester! Aber eins hättet ihr ihnen noch an den Hals werfen sollen, um sie so recht zu

discreditiren; ihr hättet sie »Romantiker und Volksdichter« schelten sollen! Ihr musstet den Waenemoinen einsperren und alle Dainos confisciren, wenn ihr Ruhe haben wolltet vor jenen Landstreichern, an denen das Volk so fest hing, nachdem ihr es mit Feuer und Schwert gezwungen hattet, von seinen Göttern zu lassen.

Die mönchischen Ritter müssen diese Tulissones vel Lygassones, wie sie in den Urkunden benannt werden, für sehr gefährlich und einflussreich erachtet haben, sonst würden sie nicht 17 Jahre nach dem ersten Angriff auf die Selbstständigkeit der Pruzen gerade ihre Abschaffung und Entfernung stipulirt haben.

Oder:

Fort mit ihnen! fort mit aller Volkspoesie, die doch nur eitel Lüge und Aufschneiderei ist!

Durch diesen crassen Gegensatz mönchischer Aufklärung und naiver Gemüthsrichtung ist uns von den Chronisten unbewusst jene so überaus charakteristische Schilderung des in dem Pruzenvolk lebendig gewesenen romantisch poetischen Sinnes aufbehalten worden, eine Überlieferung, die werthvoller ist, als man sie seither zu schätzen geneigt gewesen, denn sie stimmt vortrefflich zu dem Bilde dieser echten Naturkinder, wie es uns aus anderen Erscheinungen und aus den ihrer entstellenden Überzüge entkleideten und gereinigten Darstellungen des Mittelalters entgegentritt; sie stimmt vollständig zu den Überbleibseln der schönen Volkspoesie, welche uns in den litthauischen Dainos, in den randas [recte: raudas, »Klagelieder«, Th. T.] und singes der Letten, in den Märcen und Liedern der Esten, in dem Epos der Finnen glücklicherweise aufbehalten ist, ein langsam dahin schwindender harmonischer Nachhall, der uns eigenthümlich berührt und seine eigene Sprache zu uns redet. (Gottesidee und Cultus 1870, 67, 70)

In dieser Perspektivierung geraten Eroberung und Missionierung durch den Orden zu einem Anschlag auf den prußischen Volksgeist, nämlich auf den vorbildlich ausgeprägten *romantisch poetischen Sinn* des prußischen Volkes:

Die fahrenden Sänger, die Volksdichter stempeln sie zu Heidenpriestern und die Volksanschauung, die Sitte, den alten Gebrauch, die naturwüchsige Volkspoesie und Romantik degradiren sie zum abscheulichen Götzendienst, jene Mönchsritter, welche von der modernen Auffassung in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts mit allem Zauber der Romantik bekleidet worden sind. (Gottesidee und Cultus 1870, 69)

Dies ist eine der Linien, auf denen Bobrowskis *Lieder der Talissonen* (Preußen 1240) angesiedelt ist. Das Gedicht ließe sich hier zwanglos anschließen, bis hin zum Konzept des ›Nachhalls‹, das *Pruzzische Elegie* und *Lieder der Talissonen* ebenso beredt wie bilderreich entfalten, indem sie es im selbsteigenen »Gesang« des lyrischen Subjekts in Szene setzen. Selbst das Wort *Nachhall* findet sich hier wie dort. Von *langsam dahin schwindende[m] harmonische[n] Nachhall* spricht der Anonymus; »wie vernahmen wir da / modernden, trüb verfärbten / Nachhalls Rest!«, heißt es in der *Pruzzischen Elegie* (Bobrowski 1987, I, 34).

Wie immer es um den *romantisch poetischen Sinn* der alten Prußen bestellt gewesen sein mag: Dies ist nun selbst eine ausgesprochen ›romantisch-poetische‹ Linie im Gefolge der Torso-Rhetorik des 18. und 19. Jahrhunderts, wird man sagen müssen. Des *Nachhalls Rest* ist nicht dort zu vernehmen, wo ihn der Sprecher der *Pruzzischen Elegie* in strenger Befolgung der Spielregeln des romantischen Paradigmas vernehmen will. Seine Medien sind nicht »der Greisinnen Lieder«, sind nicht »Berghänge«, nicht »Flüsse«, nicht »Steine und Wege«, nicht »Lieder abends und Sagen«, ist nicht »das Rascheln der Eidechsen«, ist nicht »das Wasser im Moor« und sind leider in Wahrheit auch nicht »Namen«, wie oben am Beispiel der Talissonen/Tulissonen zu sehen war. Wer sich Bobrowskis *Lieder der Talissonen* vorspricht auf der Suche nach den wahren Quellen und den wahren Stiftern jenes ›Nachhalls‹, der hätte sich zunächst wohl an den Pseudo-Ossian des McPherson und an das keltische (pseudo)mythologische Wesen insgesamt zu wenden, dann an Herder und die Grimm, an das *Kalevala* und den Psalter und an Rilkes *Cornet*, um nur aufs Geratewohl einiges zu nennen, dessen ›Nachhall‹ mir selbst bei der Lektüre von *Lieder der Talissonen* eben im Ohr ist. Im Hintergrund fände man hier, wie in der *Pruzzischen Elegie* auch, keineswegs die beiden unentwegt als einzig würdig berufenen Akteure ›Volk‹ und ›Natur‹ – zwei Größen, die in der Rede Herders und der Romantiker und der Grimm von der ›Volksdichtung‹ als ›Naturpoesie‹ auf das Trefflichste zusammenfallen –, fände er auch nicht *der Greisinnen Gesang* – eine genaue Übersetzung Bobrowskis für das Goethesche/Herdersche »aus denen Kehlen der ältesten Müttergens« –, fände er nicht Lied und Sage und auch nicht Name und Stein und Fluss und Baum und Tier und Landschaft, was alles in Bobrowskis

Gedicht zu den einzig wahren Residuen des Prußischen erhoben und und zu den einzig authentischen Trägern einer prußischen »Memoria« ausgerufen wird. Womit Bobrowski in Wahrheit umgeht in Gedichten wie *Pruzzische Elegie* oder *Lieder der Talissonen* und was hier wirklich Nachhall stiftet, das ist nicht »Anruf der Vorzeit«, wie in der *Pruzzischen Elegie* zu lesen steht, sondern das sind allerdings Schriftgeburten, Kinder der elitären Schriftkultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Wer deren Produkte verstehen will, muss deren Produktion nachgehen, deren Verfertigung, die sich in abenteuerlichen Brückenschlägen im Rahmen einer Textkultur von häufig atemberaubender Referenzfreiheit vollzieht. Die Motivlage bei der Entstehung der geradezu beliebig erweiterbaren »prußischen« Götterlisten etwa – aus denen im 19. Jahrhundert das Pantheon litauischer und lettischer National-Gottheiten hervorgehen sollte, als willkommene protonationale Ressource im »ersten nationalen Erwachen« derjenigen baltischen Ethnien, die nicht wie die Prußen bereits in anderen Völkern aufgegangen waren – auf den Schreibtischen des 15. bis 21. Jahrhunderts darf man sich getrost nach folgendem Muster vorstellen: »[S]ie wollten den römischen Olymp bei sich wiedersehen und ihr guter Wille fand bald auch die Mittel hierzu. Sie hatten es sogar zugleich leichter als Długosz, denn während im Polen des XV. Jhdts. längst kein einziger Göttername bekannt war, war in Preußen der eine und andere, namentlich *Perkuns*, urkundlich festgelegt. Den Rest besorgten die Tolken oder irgend ein des Preußischen halbwegs Kundiger. So entstand der Götterkanon der Agende von 1530 und des Melitius von 1545« (Brückner 162f.; Herv.i.O.). Einen einsamen Gipfel erreichte diese Praxis bei der Verfertigung des altprußischen Volkes und seines Kultus in der preußischen Chronik des »Simon Grunau, dessen phantasiereiche Erzählung von dem Götterdienst der alten Preussen noch immer die unverdiente Ehre genießt, in jeder Dorfschule der Jugend eingeprägt zu werden« (Mannhardt 1936, 190f.; Herv.i.O.). Grunaus »tendenziös entstellte Erzählung« (Perlbach 1879, 33f.) mit der auch in der *Pruzzischen Elegie* wie selbstverständlich beschworenen Göttertrias im Zentrum, eine »wunderliche Mosaikarbeit«, für die »Grunau nicht allein Dusburg, Stella und Adam von Bremen, sondern auch Hieronymus von Prag bei Aeneas Sylvius, Długosz, die Friedensurkunde von 1249, die Collatio episcopi Warmiensis von 1418 und Wigand von Marburg sowie das Alte Testament [ausbeutete]«

(Mannhardt 1936, 208), hat in der Tat »durch spätere treuherzige Benutzer [...] die Tradition der preußischen Geschichte vergiftet« (Perlbach 1879, 33f.).

In einem Satz: Was hier *Nachhall* stiftet, oder auch *Nachhalls Rest*, das ist mitnichten das in der *Pruzzischen Elegie* so insistierend berufene Volk, weder das preußische noch irgend ein anderes. Auch der *Anruf der Vorzeit* entstammt nicht der langen Kette der im romantischen Paradigma legitimen ›Spuren‹, die in der *Pruzzischen Elegie* in epischer Breite hergezählt und vorgewiesen werden. Er verdankt sich zunächst und vor allem der von Bobrowski aus dieser langen Aufzählung als illegitim verbannten Spur der Schrift, der Schrift der exemplarisch Anderen zudem, der *Fremden*, wie sie bei Bobrowski wieder und wieder genannt werden, der Deutschen. Die schönen wie die weniger schönen preußischen Volkszustände vor wie nach der Kolonialisierung, wie sie aus ganz verschiedenen interessierten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Darstellungen hervorgehen, sind gewiss nicht nur, ganz gewiss aber auch der Traum schriftkundiger Anderer, ein Alptraum oder ein Wunschtraum, der sich im Schriftraum zur Erfüllung bringt (grundlegend dazu Brauer 2011). Bobrowskis *Lieder der Talissonen* hat mit Gesängen preußischer Priester etwa so viel zu schaffen wie Garlieb Merkels *Wannem Ymanta. Eine lettische Sage* mit lettischen Traditionen einer eigenen Frühzeit oder wie Friedrich Robert Faehlmanns *Estnische Sagen* mit einer uralten Überlieferung, die im Munde des estnischen Volkes die Zeiten überdauert hätte, um beliebig zwei Beispiel anzuführen. Bobrowskis *Talissonen* sind ein unter einem durchaus bestimmbareren Interesse aus heterogensten Quellen zusammengesetztes Bild, das durch einen dem Christburger Vertrag entnommenen Namen zusammengehalten und durch ihn preußisch/pruzzisch gerahmt wird. Ein Vorbild könnte Bobrowski etwa am Umgang späterer Zeiten mit dem keltischen Priesterwesen zur Hand gewesen sein, und wirklich ist es einem fast, als sei Bobrowski zu den Talissonen seines Gedichtes und seiner Anmerkung gelangt, indem er die von den römischen Schriftstellern für die Kelten überlieferten drei Ordnungen der Priester, der Barden und der Druiden in eins gezogen hat. Von hier ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der schon an sich nicht fernliegenden Vermutung, dass auch an dieser Stelle sein »Zuchtmeister« Klopstock Pate gestanden habe, der ihm mit seinen Dichter-Sehern und Priester-Dichtern und Dichter-Führern, mit

der Hügel-und-Hain-Rhetorik, dann aber auch besonders mit dem Kult des »antreibenden Barden« in seinen Bardieten zupass gekommen sein mag. So oder so haben Bobrowskis Talisssonen von Klopstock und den Seinen sehr viel mehr an sich als von der mittelalterlichen preußischen Überlieferung, mit der sie wenig mehr zu verbinden scheint als ein seiner historischen Bestimmung entkleideter und so zur Verfügungsmasse gemachter Name.

Am Schnittpunkt solcher Dispositionen und als Nachhall solchen Nachhalls ist die *Pruzzische Elegie*, ist aber auch ein Gedicht wie *Lieder der Talisssonen (Preußen 1240)* entstanden. Dieses Gedicht ist nicht nur ein Text. Es ist vor allem eine Geste und ein Vorgang. Es ist beredter Ausdruck der Geste des In-den-Mund-Legens, die aus den Prußen das »pruzzische Palimpsest« und dieses wiederum zu einer verfügbaren Projektionsfläche deutscher Kultur macht (grundlegend dazu Joachimsthaler 2011, I, 261–322). An diesen Projektionen wirkt Bobrowski mit seinem pruzzischen Völkergemälde für geraume Zeit mit, ungeachtet seiner älteren Einsicht, »daß Menschen keine Rechenexempel sind und Völker nicht lange selbst für den hartsinnigsten Betrachter das Gesicht einer Konstruktion beizubehalten vermögen« (Bobrowski 1987, IV, 305). Dann ist das *Talisssonen*-Gedicht auch ein Vorgang. Es ist der Vorgang, in dem Bobrowski historische Gerechtigkeit herstellt, indem er eine Lücke schließt: die Lücke zwischen Geschichte und Schrift. Die ›post colonial studies‹ haben einen eigenen Terminus geprägt für das, was in dieser Lücke verschwunden sein soll: ›stolen history‹. Diese im Medium der Schrift gestohlene Geschichte muss im Medium der Schrift restituiert werden. Dies ist es, was Bobrowski tut, als er am Neujahrstag des Jahres 1954 nach dem Muster der von Herder gerühmten »neuern Barden« (Herder 1891, 337) in seinen *Liedern der Talisssonen* in selbsteigener Person eine Talisssonenstimme erzeugt, indem er sich zum Talisssonen macht – etwa so, wie McPherson sich zur Stimme des Ossian macht, Gerstenberg sich zur Stimme eines Skalden, Klopstock sich zur Bardenstimme, Merkel sich zur Stimme phantomatischer Waidelotten, Wilhelm Grimm sich zur Stimme einer hessischen Märchenfrau, Lönnrot sich zur Stimme eines Sängers der Sängers, Faehlmann sich zur Stimme einer estnischen Mythologie, Pumpurs sich zur Stimme des lettischen Volks oder Wilhelm Jordan sich zur Stimme des deutschen Rheins, der in seinem Wellenschlag das echte germanische Nibelungenepos treulich bewahrt habe in den schlimmen

Jahrhunderten geistiger Überfremdung durch Rom und den Endreim. Alle miteinander machen sie sich zu Stimmen eines Volkes, für das und an dessen Stelle zu sprechen sie sich für unbedingt berechtigt und selbst verpflichtet halten, wenn sie mit den Mitteln einer hochgezüchteten Schriftkultur im Medium von Wort und Klang ›historische Gerechtigkeit‹ aus *des Nachhalls Rest* herzustellen suchen, als eine andere ›restitutio ad integrum‹, wie der Terminus des *Codex Iustinianus* lautet.

Wie das Herstellen dieser Gerechtigkeit zu geschehen habe, sagt Bobrowski selbst ironisch in anderem Zusammenhang: »Wir / häufen hier eine historische / Unwahrheit auf die andere, / um ein zutreffendes Bild zu bekommen.« (Bobrowski 1987, IV, 248). Vielleicht ist dies der wahre Hintergrund jener oben erwähnten Ergänzung Eberhard Haufes zu Bobrowskis Anmerkung, die man wohl pietätvoll nennen muss, wenn man sie nicht irritierend nennen möchte: *Lieder der Talissonen sind nicht überliefert*. Das Schließen dieser Lücke in der Überlieferung, das Singen und Sagen auf dem Papier an Stelle eines »zertretenen Volks«, das voreinst bedeutend gesprochen und gesungen haben muss, das Sprechen »through a greater mouth« (Honko 1990, 562) – das alles sind denkbar wichtige, aber auch denkbar würdige Aufgaben, Aufgaben, die bestimmte Stilgesten erheischen oder forcieren. Bobrowski kannte die von dieser schönen Rolle ausgehenden Verlockungen genau so gut, wie er die Gefahren der aus ihr fließenden und sich der Phänomene mit verbaler Gewalt bemächtigenden Stilgesten einzuschätzen lernte. Er war Romantiker genug, dieser Versuchung für eine Weile nachzugeben und diese Stilgesten mit Erfolg ins Werk zu setzen. Zugleich war er klarsichtig genug, die damit einhergehenden Gefahren der Konstruktion, der Projektion, der Unterschlebung und schließlich selbst der Vergewaltigung wahrzunehmen, die im Vorgang der verbalen Bemächtigung zur Verzerrung der Phänomene und zur Trennung von ihnen führten. Dies brachte ihn dazu, die Frage nach der eigenen Legitimation genauer und unbedingter zu stellen und sie anders zu beantworten – auch und gerade in seinen späteren und so ganz anders ›pruzzischen‹ Gedichten wie *Gestorbene Sprache* oder *Namen des Verfolgten* (vgl. Joachimsthaler 2011, II, 101–109; I, 315–319). Vor allem aber war Bobrowski Dichter genug, dies alles im eigenen Gedicht zu reflektieren und im eigenen Dichten der Geste des Sich-Ermächtigens in fremdem

Namen und des Sich-Bemächtigen Anderer im Augenblick des Erfolges ein für alle Mal abzusagen.

Literatur

- Bertuleit, Hans: »Das Religionswesen der alten Preussen mit litauisch-lettischen Parallelen«. In: *Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia*. 25. Heft. Sonderheft zum 200. Geburtstag von Immanuel Kant, 22. April 1924. Königsberg i. Pr. 1924, 9–113.
- Bobrowski, Johannes: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*. Hrsg. v. Eberhard Haufe. Bd. I–IV. Berlin 1987.
- Bobrowski, Johannes; Huchel, Peter: *Briefwechsel*. Mit einem Nachwort u. Anmerkungen hrsg. v. Eberhard Haufe (= Marbacher Schriften; 37). Stuttgart 1993.
- Brauer, Michael: *Die Entdeckung des ›Heidentums‹ in Preußen. Die Prußen in den Reformdiskursen des Spätmittelalters und der Reformation* (= Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik; 17). Berlin 2011.
- Brückner, Alexander: »Osteuropäische Götternamen. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie«. In: *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen* 50 (1922), 161–197.
- »Christburger Vertrag 1249«. In: *Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul »Deutscher Orden und Preußen im Mittelalter«*. Hrsg. v. Herder-Institut. Bearb. v. Marcus Wüst. http://www.herder-institut.de/no_cache/bestaende-digitale-angebote/e-publikationen/dokumente-und-materialien/themenmodule/quelle/1156/details/1756.html (1. 10. 2014).
- Gehle, Holger: *Erläuterungen der Romane und Erzählungen, der vermischten Prosa und der Selbstzeugnisse* (= Johannes Bobrowski. Gesammelte Werke; 6). Stuttgart 1999.
- Gottesidee und Cultus bei den alten Preußen. Ein Beitrag zur vergleichenden Sprachforschung*. Berlin 1870.
- Hartknoch, Christoph: *Alt- und Neues Preussen Oder Preussischer Historien Zwey Theile [...]*. Franckfurt, Leipzig 1684.
- Haufe, Eberhard: »Blick in die Werkstatt«. In: *Neue deutsche Literatur* 30 (1982), H. 5, 133–139.
- Haufe, Eberhard: »Bobrowskis Konzeption eines ›Sarmatischen Divan‹ und die Genese der Gedichtbandtitel ›Sarmatische Zeit‹ und ›Schattenland Ströme««. In: *Sarmatische Zeit - Erinnerung und Zukunft. Dokumentation des Johannes-Bobrowski-Colloquiums 1989 in der Akademie Sankelmark*. Hrsg. v. Alfred Kelletat (= Schriftenreihe der Akademie Sankelmark, N.F.; 69). Sankelmark 1990, 22–42.
- Haufe, Eberhard: *Erläuterungen der Gedichte und der Gedichte aus dem Nachlass* (= Johannes Bobrowski. Gesammelte Werke; 5). Stuttgart 1998.



- Herder, Johann Gottfried: »Der Gesang Ringulphs des Barden [...]«. In: *Sämtliche Werke*. Bd. III. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Berlin 1878, 334–337.
- Honko, Lauri: »The Kalevala. Problems of Interpretation and Identity«. In: *Religion, Myth and Folklore in the World's Epics. The Kalevala and its Predecessors*. Hrsg. v. Lauri Honko (= Religion and Society; 30). Berlin, New York 1990, 555–575.
- Joachimsthaler, Jürgen: *Textränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. 3 Bde (= Probleme der Dichtung; 46). Heidelberg 2011.
- Krollmann, Christian: »Das Religionswesen der alten Preußen«. In: *Altpreußische Forschungen* 4 (1927), 5–19.
- Mannhardt, Wilhelm: *Letto-preußische Götterlehre* (= Magazin der Lettisch-Literarischen Gesellschaft; 21). Riga 1936.
- Perlbach, Max: »Simon Grunau«. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 10. Berlin 1879, 33f.
- Prätorius, Matthäus: *Deliciae Prussicae oder Preußische Schaubühne*. Im wörtlichen Auszuge aus dem Manuscript hrsg. v. William Pierson. Mit zwei lithographierten Tafeln. Berlin 1871.